Jean Paul Sartre: Ein blinder Zeuge der Anthroposophie

Jean Paul Sartre wurde am 21. Juni 1905 in Paris geboren und starb am 15. April 1980 in der französischen Metropole. Sein Großvater mütterlicherseits, Charles Schweitzer, war ein Onkel Albert Schweitzers. Schweitzer übernahm nach dem frühen Tod von Sartres Vater die Erziehung des Enkels bis zu dessen zehntem Lebensjahr und machte ihn mit deutscher Sprache und Kultur vertraut. So wurde Sartres spätere Auseinandersetzung mit den ***deutschen*** *Philosophen Hegel, Husserl und Heidegger schon in früher Kindheit angeregt.*

Aus Anlass des 100. Geburtstages bringen wir eine geistvolle Betrachtung von Karen Swassjan, die auch dort anregend sein kann, wo man ihr nicht zustimmen möchte. So fügten wir einige Aussagen Steiners über Hegel in einem Kasten hinzu, welche sich nicht mit der diesbezüglichen Empfehlung von Swassjan decken. Ferner ergänzen wir Swassjans Betrachtung mit der erstmaligen Publikation einer Passage aus einem Sartrebrief, der fragen lässt, ob der französische Philosoph insgeheim – wenn auch vielleicht in der Maske einer spielerischen Liebe zum Rollentausch – der Idee der Reinkarnation zuneigte. Für die Vermittlung dieses Briefes danken wir Rolf Henrich, Eisenhüttenstadt.

Die Bildbeigaben sind der Rowohltmonographie über Sartre von Christa Hackenesch entnommen und wurde von der Redaktion ausgewählt.

Thomas Meyer

Eine Eigenheit der von Rudolf Steiner begründeten Geisteswissenschaft ist, dass sie sich weniger (nur ausnahmsweise) durch überkommene Mittel aneignen lässt als durch solche, die asymmetrisch oder gar konträr zu ihr sind. Man wird nicht ohne weiteres den Weg zur Anthroposophie finden können, wenn man Rudolf Steiners Bücher anknüpfend beispielsweise an jene Blavatskys zu lesen beginnt. Dagegen wäre es ein *Missverständnis*, hätte man etwa am bedächtig gelesenen *Ernst Haeckel* nicht das Bedürfnis, den unvollständig gebliebenen Bau der *Natürlichen Schöpfungsgeschichte* des letzteren durch eine inhärente und ihr entspringende *Menschenkunde* fortzusetzen. So findet man sich in Rudolf Steiners Welt auch sicherer durch den Nihilisten *Stirner* hinein als durch den Idealisten *Hegel*. Von Hegel gelangt man schneller zu Plotin, Plato oder gar zu den Vorsokratikern als zur Anthroposophie. Hier tun sich Aussichten auf, die gerade deswegen von Interesse, aber auch nicht ganz ohne Gefahr sind, weil sie von keiner Tradition herrühren, sondern in der Gegenwart wurzeln, allerdings nicht in der der Zeit, sondern in der des Geistes.

Sartre, der, so Simone de Beauvoir, «sich ins Leben einschifft»

Kann einem Denker wie *Jean Paul Sartre*, dessen hundertster Geburtstag in diesem Jahr begangen wird, auch anthroposophischerseits ein Dank nachgerufen werden? Vorausgesetzt, dass es doch ein freudloses Anliegen wäre, nur im eigenen (anthroposophischen) Saft zu schmoren und Philosophen, die auf ihren Denkwegen von Rudolf Steiner keine Notiz zu nehmen belieben, wo nicht mit Vorwürfen zu überschütten, so doch wenigstens mit Schweigen zu übergehen. Das hätte wohl Sinn, wäre Rudolf Steiners Anthroposophie nur *private* Weltanschauung, nicht aber auch ein *Weltfaktor*, über den man zwar hinwegzusehen, dessen *Präsenz* und *Wirkung* man sich aber unmöglich zu entziehen vermag. Die Philosophen mögen vor Rudolf Steiners Lebenswerk arrogant oder ignorant in Schweigen verharren. Für uns Anthroposophen interessant ist nicht, wie die Philosophen – *nomina sunt gloriosa* – zur Anthroposophie stehen, sondern, wie sich – verschleiert, verformt, karikiert – Anthroposophie an ihren Gedankengängen erkennen lässt.

Im Schlusskapitel des Buches *Die Rätsel der Philosophie* («Skizzenhaft dargestellter Ausblick auf eine Anthroposophie») lesen wir: «Wer die Gestaltung der philosophischen Weltanschauungen bis in die Gegenwart hinein betrachtet, dem können sich in dem Suchen und Streben der Denkerpersönlichkeiten Unterströmungen offenbaren, die in ihnen gewissermaßen nicht zum bewussten Ausbruch kommen, sondern instinktiv leben. In diesen Strömungen sind Kräfte wirksam, welche den Ideen der Denker die Richtung, oft auch die Form geben, auf welche aber ihr forschender Geistesblick nicht unmittelbar sich richten will. Wie getrieben von verborgenen Gewalten, auf die sie sich nicht einlassen wollen, ja vor denen sie zurückschrecken; so erscheinen oft die Darlegungen dieser Denker. […] Was in diesen Gedankenwelten behauptet wird, ist der Ausdruck von Erkenntniskräften, von denen

die Philosophen zwar unbewusst beherrscht sind, die aber in ihren Ideengebäuden keine bewusste Entfaltung finden.»

Dass diese Erkenntniskräfte, diese verborgenen Gewalten, auf die sich die Philosophen nicht einlassen wollen, vor denen sie sogar zurückschrecken, *Anthroposophie* sind, daran wird nur zweifeln, wer unter Anthroposophie nichts als eine häusliche Gemütsverfassung versteht, in der sich Gefallsucht und Süffisance sesshaft machen. Ein ganz anderes Bild ergibt sich, wenn wir Anthroposophie so verstehen, wie sie sich selbst versteht, nämlich: objektiv und weltkonform, als eine *Tatsache* auf der *Erkenntnis* genannten Stufe der Weltevolution. Dann erst lesen wir den zitierten Passus immanent, und mit Fug und Recht nennen wir dann die Erkenntniskräfte, die in den Philosophen instinktiv leben und keine bewusste Entfaltung finden, *anthroposophisch*. Diese Haltung ist weder polemisch noch provokativ. Denn: Ist Anthroposophie *«ein Erkenntnisweg, der das Geistige im Menschenwesen zum Geistigen im Weltenall führen möchte»*, so tut sich dieser Weg gewiss nicht nur Anthroposophen, sondern auch Nichtanthroposophen auf, einerlei, was die einen wie die anderen dazu meinen. Man mag sich zwar *über* Anthroposophie (als Welt-Vorstellung) ausschweigen oder sie gar begeifern. Was man aber unmöglich kann, ist, sie (als Welt-Wille) zu *vermeiden*. Mehr noch: Man kommt ihr in manchem nichtanthroposophischen Schweigen unter Umständen eher auf die Spur als in mancher anthroposophischen Suada.

Im Folgenden soll versucht werden, etwas von den «verborgenen Gewalten» zutage zu fördern, die in Sartres philosophischer Gedankenwelt (wir beschränken uns auf einige Leitlinien seines Hauptwerks *Das Sein und das Nichts*) unterschwellig wirken und als anthroposophisch – im oben bezeichneten Sinn – gedeutet werden können. Berücksichtigt man dabei, dass es nebst der Welt der *Geschichte* auch die des *Karma* gibt und dass das Unmögliche der ersteren das einzig Mögliche der letzteren ist, so wird man nicht umhin können, in diesem Stück von Hegel, Husserl und Heidegger, jedenfalls aus-

«Rachitisch werden müsste jede Geisteswissenschaft...»
Rudolf Steiner und Hegel

Rudolf Steiner hat sich des öfteren über Hegel (insbesondere seine Logik), sein Verhältnis zu ihm und über Hegels Bedeutung für die Geisteswissenschaft ausgesprochen. Im Folgenden bringen wir einige besonders markante und weitreichende Äußerungen:

1894 hebt Steiner am Beginn des vierten Kapitels seiner *Philosophie der Freiheit* seine Differenz zu Hegel hervor, der vom Begriff ausgeht, während Steiner selbst vom überbegrifflichen *Denken* ausgeht und damit die Philosophie zu ihrem geist-realen Ausgangspunkt emporgehoben hat, was von der gesamten Philosophie des 20. Jahrhunderts, diejenige Sartres eingeschlossen, nicht aufgegriffen worden ist. (Siehe meinen Artikel «Die Wesenheit des Denkens» im Aprilheft.)
In einem Brief an Eduard von Hartmann schreibt Steiner am 1. Nov. 1894, dass er sich von Hegel «in gar nichts unterscheide, sondern nur einzelne Konsequenzen aus seiner Lehre» gezogen habe.
1908 bezeichnet er ihn im programmatischen Aufsatz Philosophie und Anthroposophie als «den größten Philosophen der Welt».
An Hegels 150. Geburtstag hält er am 27. August 1920 in Stuttgart Mitgliedern der Anthroposophischen Gesellschaft einen tiefschürfenden Hegelvortrag. Darin führt er aus:
«Wer Hegel versteht, wie er seine ‹Logik› ausarbeitet, der sieht, wie die Menschheit in dieser Zeit, da Hegel seine ‹Logik› ausarbeitet – zweites Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts –, beginnt zu verkalken, beginnt materialistisch zu werden, dicht zu werden, in die Materie verstrickt zu werden. Wie ein Versinken in die Materie im Wissen, im Erkennen ist es in dieser Zeit. Und es erscheint einem wie im Bilde diese Menschheit, im Materiellen versinkend, Hegel wie in der Mitte stehend, mit aller Gewalt sich herausarbeitend und entreißend Ahriman dasjenige, was Ahriman Gutes hat: die abstrakte Logik, die wir brauchen zu unserer innerlichen Befreiung, ohne die wir nicht zum reinen Denken kommen; diese entreißend den Mächten der Schwere, diese entreißend den irdischen Mächten und sie hinstellend in ihrer ganzen kalten Abstraktheit, damit sie nicht in demjenigen Elemente lebe, das das Ahrimanische im Menschen ist, sondern damit sie heraufkomme in das menschliche Denken. Ja, diese Hegelsche Logik ist den ahrimanischen Mächten entrissen, entrungen und der Menschheit gegeben; sie ist dasjenige, was die Menschheit braucht, ohne das sie nicht vorwärtskommen kann, was aber erst Ahriman entrissen werden musste.
So bleibt die Hegelsche Logik tatsächlich etwas Ewiges, so muß sie fortwirken. Sie muß immer wieder gesucht werden. Man kann ohne sie nicht auskommen (...)
Es liegt eine gewisse Kraft, wahrhaftig nicht eine physische Kraft, sondern eine andere Kraft, eine geistige Kraft in diesem Hegeltum, und es liegt in ihm etwas, das aufgenommen werden muss von jeder geistigen Weltanschauung. Denn rachitisch müsste werden jede Geisteswissenschaft, die nicht durchdrungen werden könnte von dem knöchernen Ideensystem, das dem Ahriman, dem verknöchernden Ahriman abgerungen worden ist durch Hegel. Man braucht dieses System. Man muss in einer gewissen Weise daran innerlich stark werden. Man braucht diese kühle Besonnenheit, wenn man nicht in nebuloser warmer Mystik verkommen will beim geistigen Streben.

Zusammengestellt und kommentiert durch Thomas Meyer

Sartre am Fenster seiner Wohnung, 42, Rue Bonaparte

gesprochen *deutsch* beeinflusster französischer Philosophie, das ein genialischer Franzose deutscher Züchtung im deutsch besetzten Paris 1943 wie in einem Atemzug entwarf, eine Karikatur auf die Anthroposophie aufzuspüren. Als wollte er sich bei den sieggekrönten Volksgenossen seiner *spiritus rectores* mit jenem Fazit revanchieren, auf das sich sein mehr als siebenhundert Seiten starkes Werk zuspitzt: *L'homme est une passion inutile* (Der Mensch ist eine nutzlose Leidenschaft).

Sartre philosophiert – trotz des überwiegenden deutsch-philosophischen Einflusses – eigensinnig. An ihm lernt man einmal mehr, die scheinbaren Kongruenzen des *Was* im Prisma des *Wie* scharf zu differenzieren. Sartres *Was* liefert ihn ans Messer. Es wäre nicht zuviel, zu sagen, dass das Hegelsche *unglückliche Bewusstsein*, statt seinen dornenvollen Weg in Hegels Phänomenologie weiter zu gehen, hier zu Husserl überlaufe, um sein Glück mit Herz und Hirn in dessen Phänomenologie unter der Führung des Renegaten Heidegger zu versuchen. Sartres Eigenart liegt derweil in seinem Denk- und Stiltempo. Seine *façon de penser* wimmelt von Paradoxien, deren auffälligste die eines deutsch gedachten, gleichwohl aber französisch artikulierten Denkens ist. Man denkt unwillkürlich an Nietzsches Selbstbefund: «Es würde ebenso leicht sein, die Schrift *[Der Fall Wagner]* ins Französische zu übersetzen als schwer, fast unmöglich, sie *ins Deutsche* zu übersetzen.» Bei Sartre scheint es bisweilen, als handle es sich bei seiner Denkart um einen französisch-deutschen Bastard. Was in der verdünnten Luft der Schwarzwald-Landschaft einen Hang zum Mystischen, Parabolischen, Delphisch-Änigmatischen, Zen-Buddhistischen, Rilkesch-Hölderlinschen zeitigt, nimmt sich im Pariser Denkklima fast unkenntlich aus: zweifelsüchtig, entwurzelt, verplaudert, fesch, elegant, fahrig, formgewandt, wetterwendisch, zwittrig. Man wittert zwar immer noch Heidegger, doch einen ganz und gar verkleideten, von den anheimelnden *Holzwegen* in die Pariser Cafés versetzten, der sich hier genötigt sieht, keinen rustikalen *Starez* mehr, sondern einen überklugen Literaten zu spielen: um zu denken, muss er sprechen, und er denkt nur, um zu sprechen. Bemerkenswert ist, wie mürrisch sich der Schwarzwälder Alleinsler gelegentlich über sein Pariser Double auslässt, nicht zuletzt wohl wegen der Unverfrorenheit, mit der seine rural-runischen Tiefsinnigkeiten hier *ad absurdum* geführt werden.

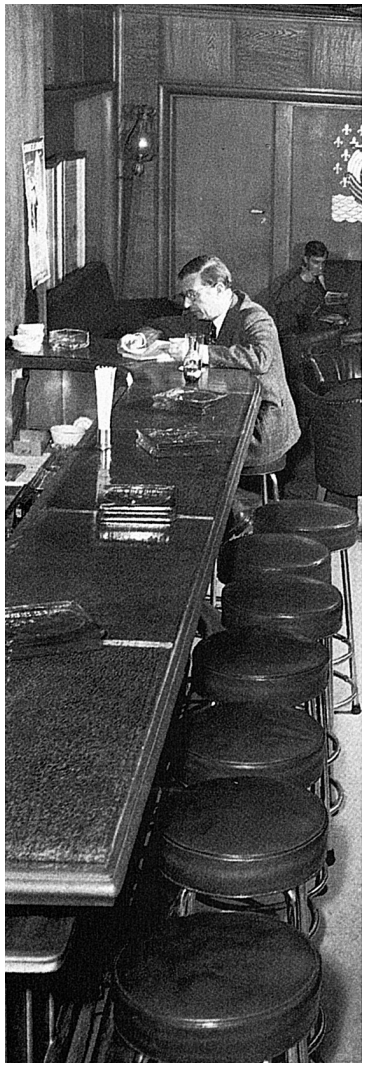
Das Thema von «Das Sein und das Nichts» heißt *Bewusstsein*. Sartre unterscheidet zwei Arten von Sein: das außermenschliche An-sich-Sein der Dinge und das Für-sich-Sein (Bewusst-Sein) der menschlichen Existenz. Vom ersteren lässt sich nicht mehr sagen als vom *Deus unus* der Theologen, nämlich: 1. Es ist. 2. Es ist an sich. 3. Es ist, was es ist. Im Gegensatz zu diesem verriegelten und opaken Sein der Dinge, nimmt sich das Sein des Bewusstseins etwa wie ein Phantomglied seiner selbst aus. Das Bewusstsein ist nämlich *nicht*, will aber jeden Augenblick *sein*. Sartre beschreibt es in einer Kette durchweg negativer Charakteristika: Mangel am Sein, Insuffizienz des Seins, Loch im Sein. Ist das *An-sich* ohne weiteres, was es ist, so ist das *Für-sich* eben, *«was es nicht ist, und es ist nicht, was es ist»*. Mit anderen Worten: Das Bewusstsein ist nicht einfach da, sondern es *muss* (jederzeit am Sein entstehend) sein, um überhaupt zu sein. Es handelt sich um eine substanz- und wesenslose pure Funktion (= Fiktion), gleichsam ein Spiegelbild, dessen Sehnsucht und Passion es ist, aus dem Spiegel hinauszutreten und mit dem Original zu verschmelzen.

Das Bewusstsein, so Sartre, *nichtet sich (s'anéantit)*. Als Nichts ist es absoluter Mangel, aber als *funktionierendes* Nichts brennende Begierde nach dem Sein. Bewusstsein ist Vakuum und *horror vacui*. Es sucht sich daher fortwährend auszufüllen – und setzt derart die *Existenz*, die sich mit dem Projekt deckt, unentwegt *etwas* zu werden, um nicht *nichts* sein zu müssen. Dieser Defizienz des Be-

wusstseins schuldet die *Welt* ihre Entstehung und Erscheinung. Wäre es nicht da, gäbe es keine Welt als «konkrete und singuläre Totalität», als «Phänomen». Das Bewusstsein entsteht als Nichtung, inmitten der «ungegliederten Seins-Massen», und erschüttert das Sein. Diese Erschütterung heißt dann – *Welt*.

Noch klarer und komprimierter: Das Bewusstsein ist nicht. Es entsteht aber fortlaufend am Sein als pure Faktizität, *um zu sein*. Weil es aber *nichts* und mithin *das* Nichts ist, nichtet es sich da, wo es glaubt, *etwas* geworden zu sein. Das Sein ist süffisant und in sich geschlossen; das Bewusstsein, als Mangel am Sein, ist das Nicht-Sein als Nichts mitten im Sein, allerdings ein unentwegt aus-sich-hinausgehen-wollendes Nichts. Weil substanzlos, ist es durchaus frei (zum Freisein verdammt, *«condamné à être libre»*, sagt Sartre). Die Freiheit ist nicht seine Eigenschaft, sondern *es selbst*. Bewusst zu sein, heißt deswegen, angesichts der Lebenssituationen fort und fort eine Wahl treffen zu *müssen*. Das Nichts deckt sich mit der absoluten Freiheit, die letztere aber ist identisch mit dem harten Muss der Wahl: Das Bewusstsein ist *die* Wahl, ein permanentes Sich-Projizieren auf sein Mögliches, sein Künftiges. In diesem Sinn, meint Sartre, findet, erfindet, kreiert der Mensch seine eigene Existenz. Der Mensch *ist* das Nichts, das sein *will*, also das sich nichtende Nichts, und er ist jederzeit, wozu er sich selber macht.

Man sieht: Das Bewusstsein ist paradox oder gar absurd. Gleich jenem mythischen Heros, der zu Gold machte, was er auch berührte, und sich somit als der reichste Mann der Welt zu Tode hungern *musste*, vernichtet es alles, was es werden will. Was will es aber im Grunde werden? Doch wohl gerade das, was ihm fehlt – das Sein. Der Mensch will *sein*, und zwar: so zuverlässig, verbürgt, fest wie die Dinge. In dieser leidenschaftlichen Gerichtetheit liegt und erschöpft sich seine Existenz. Eine mögliche Fachrichtung, die hier reiche Ernte verspricht, stellt Sartre als *existentielle Psychoanalyse* skizzenhaft dar; im krassen Gegensatz zur Freudschen kennt sie kein Unbewusstes, und sie wühlt nicht im Vergangenen, um sich durch Schlüssellöcher stimulieren zu lassen, durch die weiland gespäht wurde, sondern sie will lediglich aufs Künftige hinaus.



Sartre allein – in der Bar Pont Royal

Über Hunderte von Seiten von «Das Sein und das Nichts» sind (mitunter meisterhafte) Erörterungen der *condition humaine* zerstreut, die zwar zur Freiheit verurteilt, der Freiheit aber zu allerletzt fähig ist. Weil der Mensch, von den Kontingenzen und Absurditäten des Alltags umgeben, jeden Augenblick Entscheidungen treffen muss, ohne zu wissen, welche die *richtige*, ja was überhaupt das *Richtige* ist, schlägt seine Existenz in glatte *Angst* um, die seine ohnehin absurde Existenz verzweifacht: Er will *sein*, hat aber Angst, zu sein; deswegen muss er sich andauernd etwas einfallen lassen, um dem Ziel zu entgehen, das zu erreichen er einzig begehrt. Sartres Schlüsselbegriff für diese monumentale Lebens-Attitüde ist *la mauvaise foi* (schlechtes Gewissen oder Selbstbetrug).

Eine erschöpfende Definition des Bewusstseins respektive des Menschenlebens ist demgemäß die folgende: Das Bewusstsein ist *«das sich fortwährend wiederholende Projekt, sich selbst den Grund qua Sein zu legen, und das beständige Scheitern dieses Projektes»*. Was hier demgegenüber als *Sein* bezeichnet wird, ist nur der philosophisch-technische Ausdruck für *Gott*. Sartre: *«Etre homme, c'est tendre à être Dieu; ou, si l'on préfère, l'homme est fondamentalement désir d'être Dieu»* (Mensch sein, heißt danach zu streben, Gott zu sein; oder, wenn es beliebt, der Mensch ist von Grund auf Wunsch, Gott zu sein). Es ist also Gott, der sich solcherart als *Garant des Absurden* erweist. Schon aus dem Grund allein, dass es ihn nicht gibt. «Der Mensch verliert sich als Mensch, damit Gott entstehe. Aber die Idee Gottes ist widersprüchlich, und wir verlieren uns umsonst; der Mensch ist eine nutzlose Leidenschaft.» (*Zwischenruf*: Sein einziger Nutzen ist, dies zu erfassen und bekanntzugeben. Woraufhin ihm von den einschlägigen Akademikern der Nobelpreis zuerkannt wird. Witz oder Geschmacksmangel? Jedenfalls nicht bei Sartre selbst, der sich als diskret genug erwies, diese Ehre auszuschlagen. Denn: Sind alle Menschen nutzlos, so sind manche nutzloser, vor allem der dies sagende Philosoph, dem es schlechterdings obliegt, *exemplarisch* nutzlos zu sein. Bemerkenswert, dass sich die 68er, deren Anführer und Anschürer der späte Sartre zu werden beliebte, von dieser Spitze seiner Philosophie recht wählerisch und arbiträr beeinflussen ließen. *«Jeder Mensch ist,*

wozu er sich selbst macht» – das haben sie sich gut gemerkt, nicht aber auch, dass jeder Mensch, wozu er sich auch gemacht hat, *une passion inutile* ist und bleibt. Der amtierende deutsche Außenminister z. B., der sich einmal zum Rowdy gemacht hat – er soll als junger Mann einen Polizisten verprügelt haben –, das andere Mal aber die Wahl traf, Minister zu werden. Beidemal recht leidenschaftlich. Ob nun nutzlos oder nützlich oder gar beides, etwa als Randalierer nützlich, als Minister aber nutzlos, darüber lässt sich diskutieren.)

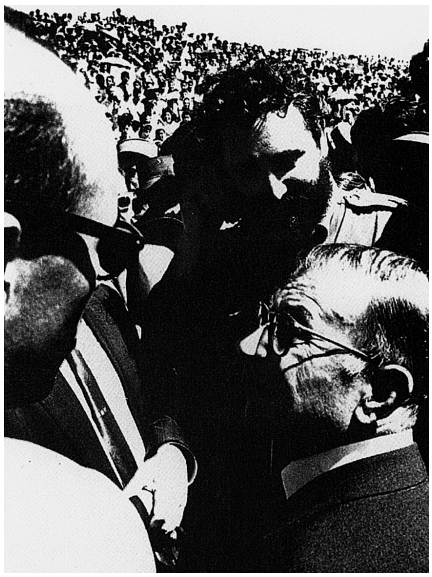
Sartres Argumentation ist messerscharf: Gott ist, begriffsmäßig, Wesen, Essenz aller Dinge, vor allen Dingen des Menschen. Aber ein Wesen des Menschen gibt es nicht *(Il n'y a pas de nature humaine)*. Warum gibt es es nicht? Doch wohl deswegen, weil die Existenz der Essenz vorausgeht *(l'existence précède l'essence)*. Zunächst und zuvörderst ist der Mensch nur existentiell, nicht aber auch essentiell; er entsteht erst inmitten seiner Existenz an den *anderen* Menschen – bald so, bald anders, jedesmal situationsbedingt, zufällig und neu. Das Wesen des Menschen *(la nature humaine)* gibt es realiter aber auch aus dem Grunde nicht, weil es nicht *Situation*, sondern *Gedanke* ist. Ein Gedanke aber *ist* erst, wenn er *gedacht* wird. Ein nicht gedachter Gedanke ist schlechterdings indiskutabel. Um gedacht zu werden, bedarf er aber eines Denkenden. Nun, der Mensch denkt, was er vorfindet. Er denkt die Dinge der Welt, sofern sie existent sind und von ihm wahrgenommen werden. Weil er aber selbst auch ein Existenter ist, denkt er auch sich selbst. Das heißt: Er macht sich zuerst zu dem oder jenem, und erst dann denkt er sich auch als den oder jenen. Will er sich nun *in seinem Wesen* denken, so kann er dies nur unter der Voraussetzung, dass er dieses Wesen erst schafft und dass sich in seiner persönlichen, *leibhaftigen* Existenz das Wesen des Menschen offenbart. Das entspräche zwar, sagt Sartre, seinem primordialen existentiellen Projekt, wäre aber undurchführbar. Denn, so können wir daraus schließen: Hätte er *sich* zum Wesen des Menschen *in persona* gemacht, so träte er dann als *dieser* Mensch stellvertretend für alle Menschen auf: als *Repräsentant der Menschheit*. Das aber könnte kein Mensch, weil er sonst nicht Mensch, sondern Gott wäre. Zumal kein idealistischer (körperfeindlicher und körperscheuer), sondern ein *existentieller*.

Der kühne Atheist Sartre, der sich aus dem Grund weigert, an Gott zu glauben, weil dieser Gott nur Spiritualist, nicht aber auch Existentialist zu sein vermag, legt eine in seinem Fall fast kompromittierende Anfälligkeit für die platonisch-christliche Tradition an den Tag, nach deren Auffassung Gedanken körperlos, Körper aber gedankenlos sind. Nun, das Wesen des Menschen kann zwar (als Gedanke) gedacht werden, nicht aber auch sein, da es, um zu sein, eines Menschen bedürfte, der als *Körper* auch *Geist* wäre, der also seine Existenz mit Haut und Haar *essentifiziert* hätte. Weil dem Denker Sartre ein Gedanke wie dieser nicht im Entferntesten plausibel zu sein scheint, bleibt ihm nichts übrig, als sich in einem *Humanismus* festzufahren, in dem man nur als Degenerierter heimisch werden kann. Ein seltsamer Humanismus: *in absentia* des Menschen. Mangels eines *faktischen* Menschen also, der sich als Ideal *Mensch* (religiös: Gott) realisieren könnte, wird dem Bürgermenschen zuteil, einerseits Gott sein zu wollen, um sein ursprüngliches Nichts zu transzendieren, andererseits aber an diesem Wollen notwendigerweise zu scheitern und, als Folge davon, von einem Nichts in das andere zu geraten. *«Die Geschichte jedes Lebens ist die einer Niederlage.»* Klingt wie ein Kalenderblatt. Doch scheint diese lyrische Entgleisung fast künstlich eingeflochten zu sein. Das lapidare Charakteristikum des Menschen: *l'être qui projette d'être Dieu*, besagt zuallererst weder Bankrott noch Defätismus, sondern allein – eine Bedingung. Noch einmal: Fände sich *ein* Mensch, der sich *in Fleisch und Blut* als das denken könnte, was in abstracto *Wesen des Menschen* oder auch *Bestimmung des Menschen* heißt, so fragte sich nur, ob er seine Faktizität auch so würde offenbaren wollen, dass auch die anderen Menschen sich an seinem Selbst erkennen könnten.

Wir sind im Vorfeld der Anthroposophie. Bezeichnenderweise nicht nur gedanklich, sondern auch *historisch*. Sartres Darstellungen implizieren (phänomenologisch) die *Lebenswelt* oder den *Horizont* des Buches «Die Philosophie der Freiheit», nämlich dessen *zweiten* Teils. Hinzu kommt noch ein anderer entscheidender Aspekt. Sartre, der seine philosophische Abstammung von Hegel, Husserl und Heidegger offen bekennt, scheint über einen vierten Vorfahr hinweggesehen zu haben, der dadurch, dass er unerwähnt oder gar unerkannt bleibt, nicht im Geringsten an Geltung einbüßt: *Max Stirner*. Bei Stirner finden wir nahezu alle entscheidenden Gedankenfäden von «Das Sein und das Nichts», zudem in einer Durchführung, die nicht nur radikaler und konsequenter ist, sondern auch jeglichen Ausrutschers ins Lyrische bar. Bleibt zu erraten, was aus Sartre geworden wäre, hätte er seine Denk-Allüren nicht Heidegger oder etwa Kierkegaard, sondern dem Autor von «Der Einzige und sein Eigentum» abgeschaut?

Am Fall Stirner lässt sich manches lernen. Seitdem es Stirner gibt, befindet sich die Philosophie in erhöhter Alarmbereitschaft. Man ist als Philosoph vorsichtig genug, sich nicht Hals über Kopf ins philosophische Nadelöhr Stirner zu zwängen. Tut man es doch, hat man

für alle Konsequenzen gerade zu stehen. Darin liegt der Schlüssel zu Sartre. Nicht etwa in der sprachlichen Verwischung der Probleme, auf die er im Eifer stößt, sondern in den verborgenen Unterströmungen, die zum bewussten Ausbruch kommen wollen. Sartre wagt, worüber sich andere nur ausschweigen: Er tritt so dicht vor *Stirner* hin, dass ihm alsdann nichts übrigbleibt, als die Wahl zu treffen: entweder sich zum *«Ereignis Rudolf Steiner»* (Karl Ballmer) durchzuringen, oder mit den Jahren immer nutzloser zu werden.



Sartre in Kuba mit Fidel Castro, 1960

Was Stirner für den Autor der *Philosophie der Freiheit* bedeutete, steht unter anderem in einem Brief Rudolf Steiners an John Henry Mackay vom 5. Dezember 1893, also kurz nach dem Erscheinen des Buches: «Meiner Meinung nach bildet der erste Teil meines Buches den philosophischen Unterbau für die Stirnersche Lebensauffassung. Was ich in der zweiten Hälfte der ‹Freiheitsphilosophie› als ethische Konsequenz meiner Voraussetzungen entwickele, ist, wie ich glaube, in vollkommener Übereinstimmung mit den Ausführungen des Buches *Der Einzige und sein Eigentum*» (R. Steiner, Briefe, Bd. 2, Dornach 1953, S. 143). Sartres Ambition gilt, wie gesagt, dem *zweiten* Teil der *Philosophie der Freiheit*. Für den Problemkreis des *ersten* Teils scheint er kein Organ zu haben. «Die Wirklichkeit der Freiheit» lässt die «Wissenschaft der Freiheit» hinter sich und außer acht. Sie stellt sich dadurch aber selbst in Frage. Denn: Was ist das für eine Freiheit, zu der der Mensch verurteilt, ja verdammt ist! Eine unfreie Freiheit. Und der Mensch ein Leibeigener seiner eigenen Freiheit. Er *muss* frei sein, *muss* frei handeln, ohne zu wissen, wozu und was. Seine Freiheit lastet auf ihm wie ein Fluch, bohrt sich als Wurmfraß des Nichts in sein Herz und führt ihn ins Absurde. Sein Absurdes ist: Er redet klug und heideggert französisch, und er meint zugleich, die Höhenluft der «Philosophie der Freiheit» atmen zu können. Das Unheil des Sartreschen Menschen: Er lebt, durchdrungen von der Leidenschaft, kompromisslos und authentisch zu sein, in einer Welt, in der es bereits Anthroposophie gibt, und er bringt es fertig, nichts davon wissen zu wollen.

Dieser letzte Satz bedarf einer Erläuterung. Was besagen die Schlüsseltopoi der Sartreschen Philosophie wie *Nichts*, *Freiheit, Angst, Verantwortung, Wahl* sonst als die Stellung des Menschen in der Welt *in geänderter Zeitlage*? Diesem Menschen, wie er sich bei Sartre hervortut, kann zumindest eines nicht abgesprochen werden: der Mut, in der Gegenwart zu leben, ohne sich an die Fixpunkte der Vergangenheit zu klammern. Er kann und will nicht mehr Pflegling oder Schützling der Werte sein, die er nicht mehr *lebt*, weil ihm hier jede Erfahrung und die Kraft fehlt, an sie zu glauben. Wird er sich seiner selbst als eines *Nichts* bewusst, so besagt dies nur seine Bereitschaft, sein Schicksal faktisch und rundheraus, statt mit patinierten Idealen bebildert, zu tragen. Das Nonplusultra seiner *condition* ließe sich am besten mit Stirners Worten ausdrücken: «Alle Wahrheiten *unter* mir sind mir lieb; eine Wahrheit *über* mir, eine Wahrheit, nach der ich mich *richten* müsste, kenne ich nicht.»

Das, und nur das, besagt der pointierte Satz: *l'existence précède l'essence*. Wäre es umgekehrt, so hätte der Mensch zwar festen Boden unter den Füßen, wäre aber unmöglich *frei*. Um frei zu sein, hätte er jeden Augenblick vom Nichts ins Leben zu starten und jeden Augenblick zu sein zu *glauben*, wozu er sich selber macht. Bis ihm eines Tages klar würde, dass sein Leben nichts als Scheitern sei. Und wennschon. Was soll uns daran hindern, ihm das freundliche Schicksal zuteil werden zu lassen, sich aus dem Zerrbild seiner Existenz in sein anthroposophisches Original zu versetzen, um zu sehen, was er alles verdreht, vor allem aber versäumt hat. (Tut er dies nicht bei Lebzeiten, so holt er es eben *als Toter* nach.) Es gilt, das genannte Verhältnis der Karikatur zum Urbild – einer philosophischen Karikatur zum anthroposophischen Vorbild also – in wenigen charakteristischen Strichen zu klären.

Auch anthroposophisch ist das Bewusstsein ein *Nichts*, das sich am Außen jederzeit als etwas entstehen lässt. Oder das Nichts, das sich zu etwas machen *lässt*. Nicht aber, wozu es sich *selbst* macht. Könnte der Sartresche Mensch sich *selbst* machen, wäre er aus dem Grund nicht darauf aus, Gott zu sein, dass er bereits einer wäre. Auch anthroposophisch besteht daher keine Veranlassung, ihm ein *persönliches Wesen* vorauszuschicken. Das Bewusstsein ist lediglich ein Außenwelt-Spiegel, dessen Abbilder am Leiblichen Ich und Seele spielen, damit sie auch einmal Ich und Seele *sind*. Dieser Ausschnitt kann nur im ganzheitlichen anthroposophischen Zusammenhang verstanden werden. Das An-sich der Dinge, an dem das Für-sich des Bewusstseins entsteht und durch das es

Sartre und Daniel Cohn-Bendit bei der Pressekonferenz nach Sartres Treffen mit Andreas Baader

seine Lücken auszufüllen sucht, ist die Welt des *Karma*. Karma (bei Sartre: *meine* Welt, *mein* In-der-Welt-Sein, *meine* Freiheit) ist Schicksal, aber nicht als heidnisch-christliches (blindes oder unergründliches) Losschlagen verstanden, sondern als lehr- und kunstgerechtes Seelen-Pädagogium der Welt, dem Mensch wie Gott Sinn und Substanz abzugewinnen vermögen. Das Karma wiederum hat seinen Sinn im Geistesgesetz der *Reinkarnation*. Will man also die Bekanntschaft des Absurden machen, so braucht man nur *Karma* und *Reinkarnation* aus der Welt wegzudenken, die Welt dann aber konsequent zu Ende zu denken … Sartres Lizenz des Absurden ist zu intelligent und verschmitzt, um ihre philosophische Defektivität literarisch kaschieren zu müssen. Man redet nicht, schon gar nicht so brillant, vom Absurden, wenn man das Absurde verabsolutiert: Wäre das Absurde absolut, so würde man ihm nicht philosophisch, sondern nur klinisch gerecht werden dürfen.

Interessant an diesem Absurden ist jedoch nicht, *dass* es ist, sondern *was* es ist, nämlich: Folge eines Versagens oder einer mangelnden Anthroposophie. (*Zwischenbemerkung*: Die mangelnde Anthroposophie Jean Paul Sartres gehört beileibe nicht in die unappetitliche Kitschgeschichte mit der Moral, dem illustren Philosophen sei die Gnade abgegangen, den Weg nach Dornach zu finden und sein Haupt vor A. Steffen zu verneigen.) Man wird sich vergeblich des Verdachts erwehren, dass vom Sartreschen Absurden schneller, vor allem aber zuverlässiger zur Anthroposophie zu gelangen ist als vom Anthroposophischen mancher Anthroposophen. «Sartre», lesen wir bei Karl Ballmer (*Elf Briefe über Wiederverkörperung*, Besazio 1953, S. 52), «darf nicht überhört werden, denn er hat der Philosophie des 20. Jahrhunderts einen Ruck der Redlichkeit gegeben». Nachdem diese Philosophie am Werk Rudolf Steiners vorbeigezielt hat, bleibt ihr nur, die Zentralstelle in ihrem Themenkreis dem «Absurden» zuzuweisen. Mit vollem Recht. Denn *diese* Welt ist tatsächlich absurd; man muss sie nur nicht mit Idealen übertünchen, deren Haltbarkeitsdauer schon lange abgelaufen ist. Nimmt man an, dass man auch *in akutem Zustand* zur Anthroposophie gebracht werden kann, so scheint Sartres Mensch kein schlechter Anwärter zu sein. Ihm bliebe nur, der Erkenntnis gewärtig zu sein, dass er in seinen Handlungen *wirklich frei* nur dann ist, wenn er *selbst* handelt, dass er *selbst* aber nur handelt, wenn er *selbst* als *Selbst* da ist. Was so ohne weiteres gar nicht ins Auge springt, trotz des häuslich-bürgerlichen Optimismus. Sartres Menschenkunde nimmt sich wie Zirkuskunst aus: Der Mensch ist das *Nichts*, das permanent wird, wozu es sich *selbst* (!) macht. Ganz wie jener Swiftsche Elefant, der präsentiert wird – «mit Ausnahme seiner selbst». Oder eine *«vom Winde verwehte»* Feder, die sich einbildet, sie treibe sich selbst durch die Luft.

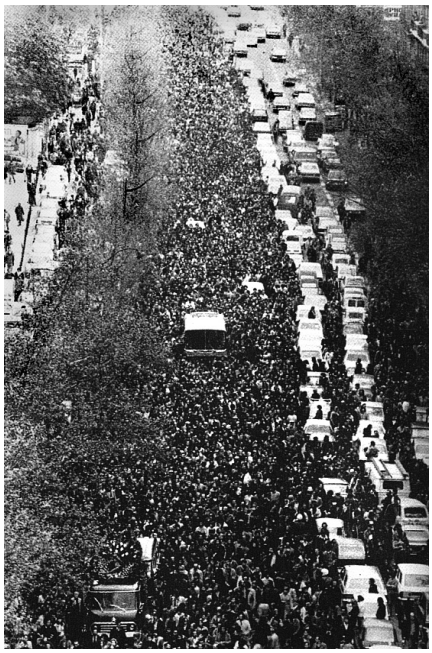
Im Schlüsselsatz: *«Der Mensch ist von Grund auf Wunsch, Gott zu sein»*, scheint die bei Sartre versagte Anthroposophie am schärfsten in den Brennpunkt eingestellt zu sein. Es sollte nur statt (katholisch) Gott *Geist* oder (anthroposophisch) *Geistselbst, Lebensgeist, Geistesmensch* heißen. Von hier aus kann man auch den Grund des Sartreschen Versagens erkennen. Sartre hat durchaus recht, wenn er das *Wesen des Menschen* leugnet, solange es nur Begriff, nicht aber auch *Körper* ist. In der platonistisch-christlichen Tradition des Abendlandes ist dem Wesen qua Geist zugemessen worden, nur *metaphysisch*, unmöglich aber auch *physisch* zu sein. Sartre gibt zu bedenken: Entweder ist das Wesen (Gott, Geist) *leibhaftig* da oder *es ist* nicht. Die drei Christusjahre 30 – 33 ragen hier aus zwei christlichen Jahrtausenden heraus. Der Atheismus der Jahrtausende liegt hier nahe: *Weil* es unmöglich ist, das Wesen des Menschen nicht nur als Begriff, sondern auch als faktischen Menschen zu denken, gibt es kein Wesen des Menschen. Dieser Atheismus ist vollauf christlicher Provenienz, so wie das Karma des Materialismus vollauf in demjenigen des Christentums liegt. Der Mensch ist ewiger Verlierer, Fehlschlag, Blindschuss, Fauxpas, Taugenichts, und der Grund dafür ist, dass er Gott (Geist, Mensch schlechthin) sein will, es aber nie schafft.

Die Frage aber bleibt offen: Warum schafft er es nicht? Diese Frage mündet notwendigerweise in das Thema *Schicksal* und *Wiederverkörperung des Geistes* ein. Er schafft es nicht, weil er nur *einmal* zu leben glaubt, die leibhaftige Geistwerdung des Menschen sich aber nicht in *einem* einzelnen menschlichen Leben verwirklichen lässt. Sie fällt nämlich nicht mit der zeitlichen *Gegenwart* dieses oder jenes Menschen zusammen, sondern sie dehnt sich weit in der Zukunft aus. In welcher Zukunft – in einer

gattungsmäßigen oder aber einer *individuellen*? Der Atheist Sartre entscheidet sich (ganz konform mit dem Theismus) für die erstere. Er ist nur redlich genug, darin das Absurde der menschlichen Existenz zu sehen und nicht einen weiteren Anlass zu einer Sonntagspredigt. Man stirbt und hinterlässt ein Bruchstück seiner selbst, ehe man seine *Bestimmung* (also das, was einem erst *Mensch* zu heißen erlaubt) auch nur ansatzweise realisiert. Die *Bestimmung des Menschen* (anders: das *Wesen des Menschen*) erweist sich somit nicht als tatsächlich, sondern nur als ideell und bloß denkbar. Die Frage ist daher, wie man zum Ideellen steht. Man vergöttert es oder man hält es für Fiktion – beidemal unter dem Vorbehalt, es gegebenenfalls instrumentalisieren zu können. Die Redlichkeit des Philosophen Sartre liegt gerade darin, dass er sich von diesen beiden Aussichten fernhält. Er bevorzugt das Absurde …

In Rudolf Steiners Lehre von *Karma* und *Reinkarnation* kreuzt und vollendet sich das historisch wie auch theoretisch Inkompatible: die deutsche Klassik und die natürliche Schöpfungsgeschichte: Fichte und Schiller einerseits, Darwin und Haeckel andererseits. Beide Linien scheitern am Thema *Mensch*. Der deutsche Idealismus, weil er sich, vom Geistigen als solchem ausgehend, nicht zum Geistig-Physischen durchzukämpfen vermag, die Evolutionslehre wiederum, weil sie keinen Zugang zum Geistigen findet. Im Idealismus bleibt der Mensch logischer Begriff, in der Naturwissenschaft biologische Gattung. Der eine weiß, wozu er als Mensch berufen ist, entbehrt aber, ob seiner Endlichkeit, der Zeit, sich zu realisieren. Der andere schwelgt in einem Überfluss an Zeit, weiß aber nichts mit ihr anzufangen. Beide kommen übel an und verzetteln sich in gegenseitigen Kontroversen. Anders kann es sich auch nicht zutragen, wo dem Gattungsmäßigen im Menschen Jahrmillionen, dem Individuellen aber nur einige Jahrzehnte zwischen Geburt und Tod zur Verfügung stehen. Es nimmt daher nicht wunder, dass dem biologisch gelungenen Menschen der geistig entartete nachfolgen muss. Die Frage lässt sich nicht wegdenken, wie es kam, dass die Krone der Schöpfung, mit der die Natur seit unvordenklichen Zeiten ihre liebe Not hatte, sich gerade im besten Alter als nutzlos und absurd hat betrachten müssen. Dass der Sartresche Mensch Gott werden will, entspringt seinem fehlerfreien Lebensinstinkt. Dass er dies für undurchführbar hält, schuldet er dem dekadenten Intellekt, der in seinem Bildungsdünkel wähnt, der Schöpfer der Welt sei so folgewidrig und dumm, dass er seine Menschengeschöpfe, nachdem er sie einige wenige Jahrzehnte leben ließ, ausmerzt, dessenungeachtet, dass sie ihm gerade auf die Schliche seiner Arkana gekommen sind und in ihren tiefsten Denkbemühungen sein Fortleben gewährleistet haben.

Reinkarnation und *Karma* in der Geistlehre Rudolf Steiners sind nicht okkultistisch, mystisch, buddhistisch, sondern – *naturwissenschaftlich*. (Sollten sie bei alledem in *theosophischer* Gewandung auftreten, so war das eben *Karma*, unter anderem auch das der lahmgelegten Naturwissenschaft.) «Vom Standpunkte der modernen Naturwissenschaft notwendige Vorstellungen», heißt es in einem Aufsatz von 1903. Die Abstammungslehre kennt nur den Gattungsmenschen; sie versagt am Individuellen. Das Individuelle, das sich mithin vom Theologischen, Philologischen, Rhetorischen bevormunden lässt, degeneriert ins Nutzlose und Absurde. Die Geisteswissenschaft Rudolf Steiners befreit das Individuelle von der Kuratel diverser Humanismen (von denen der Sartresche – *l'existentialisme est un humanisme* – nur eine modernisierte Fassung darstellt) und lässt es da gelten, wo es hingehört: im Fortgang der Evolution. Die Naturwissenschaft umfasst die Evolution des Menschen vom Mineralischen und Pflanzlichen bis zum Tierischen. Ihr Mensch ist zwar ein *animal rationale*, ein denkendes Tier, aber eben ein Tier. Die Geisteswissenschaft Rudolf Steiners hat die Evolution des Menschlichen im Menschen zum Thema (mit *Reinkarnation* und *Karma* als Werkstatt). Gäbe es diese Evolution nicht, gäbe es keinen Menschen. Der Mensch wäre dann sein eigener abstrakter Begriff, an dem geist- und freiheitsbegabte Lepidopteren oder Insectivora leidenschaftlich ihre Nutzlosigkeit wiedererkennten.



Beerdigung Sartres am 19. April 1980 in Paris: über fünfzigtausend Menschen folgen seinem Sarg

Sartres Philosophie bleibt ein Memento oder gar Totenamt für eine Zeit, die der schwierigen *Wahl* der Lehrjahre das Parkinsonzittern der Selfmademan-Eskapaden vorzog und die sich an Menschenrechten und Menschenfreiheiten zu ergötzen pflegte, ohne den Menschen in sich überhaupt erst entstehen lassen zu wollen. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür liefert das kunterbunte

Hin und Her des Philosophen: vom Existentialismus zum Kommunismus, Maoismus, Anarchismus … Sartre, der sich 1943 der deutschen Besatzung am Schreibtisch seiner Pariser Wohnung widersetzte, schien später die Abendstunde seines Lebens mit dessen Morgenstunde zu verwechseln, als er 1968 auf die Barrikaden ging, um zum blinden Führer der Blinden zu werden. Und dennoch: Er ragt über viele Zeitgenossen empor, die, während sie andere (die Jugend) zu Promiskuität und Revolte aufwiegelten, ihr bürgerliches Glück schleckten. Das tat er nie; er glaubte sein zu können, was er dachte, dachte aber nicht, was er gedacht haben wollte. Man wird ihm gerecht, wenn man ihn *seiner eigenen* existentiellen Psychoanalyse unterzieht und im Lichte *seines* Projekts zu sehen versucht. Was will er, dieser unruhige Geist, der, statt von den Zinsen seines Weltruhms zu leben und es sich à la Heidegger in einem Krähwinkel gemütlich zu machen, um von dort aus hin und wieder zu orakeln, inmitten der Turbulenzen des Sozialen am Steuer steht, ohne zu wissen, wie und wohin zu steuern ist! Wirre Zeit, zu deren Lehrer und Führer werden, die selbst erst zu lernen und geführt zu werden hätten.

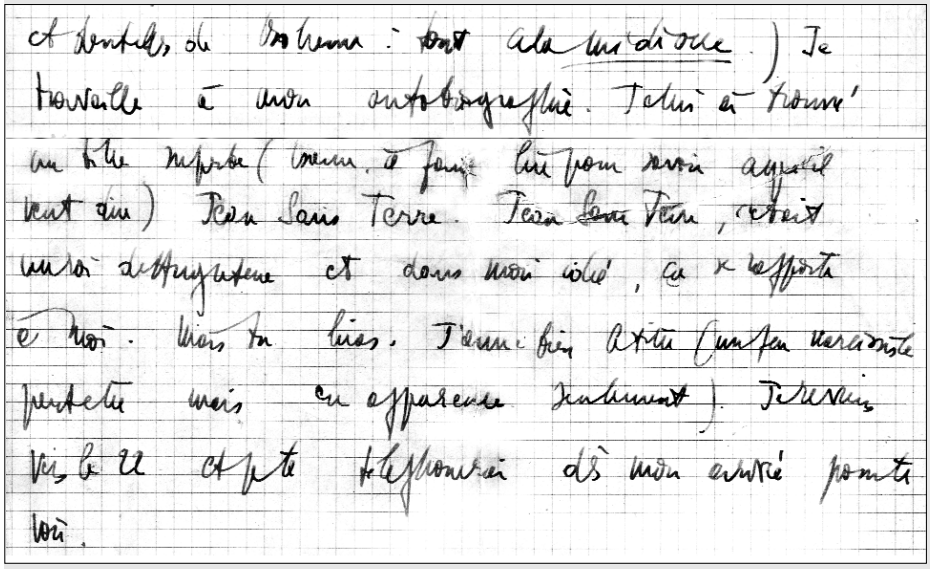
Sartre als Denker und Denkpraktiker ist ein Verspäteter. Hätte er das Schicksal gehabt, vor dem Ende der Kali-Yuga-Zeit, ja noch einige Jahre danach, zu leben und zu philosophieren, er stünde in einer Reihe mit Nietzsche, Bahnsen, Mainländer, Weininger, Wilde, Léon Bloy. Seine Verzweiflung wäre dann eine *begründete* und somit auch *authentische* gewesen. In ihrem Indikativ nimmt sie sich dekadent und anrüchig aus. Manche Biographen haben sich beeilt, zu verkünden, er sei *der* Philosoph des 20. Jahrhunderts, nahezu ein Voltaire. Sein Begräbnis in Paris gemahnte an dasjenige Victor Hugos rund hundert Jahren zuvor: Wie ein Heros oder Halbgott wurde er zu Grabe geleitet, und es war wohl die letzte Grimasse des Absurden, das seinem Fürsprecher solcherart seinen letzten Dank abzustatten beliebte. Man kann vermuten, dass die Zeit mit diesen Exorbitanzen schon zurechtkommen wird. So kurios es heute auch klingen mag: Der Denker Sartre ist als Zeitgenosse der Anthroposophie einer, der nicht auch zu ihrem Zeugen wurde. Als Nicht-Zeuge des Sinns musste er deshalb Zeuge des Unsinns sein. Ein durchaus wertvoller Zeuge allerdings, von dessen Aussagen paradoxerweise nicht das Sinnlose profitiert, sondern das Bedürfnis nach Anthroposophie wie aus dem Nichts entstehen und unvermeidbar werden kann.

Karen Swassjan

«Johann Ohneland – das bezieht sich auf mich»
Eine Passage aus einem bisher unveröffentlichten Sartrebrief

Die im Folgenden als Faksimile sowie in deutscher Übersetzung wiedergegebene Briefpassage stammt aus einem lediglich mit «Mercredi» datierten und an einen «Mon chéri» angeredeten unbekannten Adressaten. Der Brief wurde von der ersten Reise nach Deutschland und Österreich abgeschickt, wo Sartre in Wien vergeblich die von ihm nicht genehmigte Aufführung seines Stücks *Die schmutzigen Hände* zu verhindern suchte. Rolf Henrich, der diesen Brief vor Jahren bei einem französischen Autographenhändler entdeckte, überließ mir freundlicherweise eine Faksimilekopie. Ein unleserliches Wort wurde durch eckige Klammer und Fragezeichen gekennzeichnet.

Thomas Meyer



(...) ich arbeite an meiner Autobiographie. Ich habe einen phantastischen Titel für sie gefunden ([?], man muss sie lesen, um zu wissen, was er sagen will). Johann Ohneland. Johann Ohneland, das war ein König von England, und in meiner Vorstellung bezieht sich das auf mich. Aber du wirst es lesen.
Ich liebe diesen Titel sehr (etwas narzistisch vielleicht, doch nur zum Schein) (...)